

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 13

Artikel: Kriminalistische Rundschau
Autor: Magnus, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kuhwarne Milch

Von Dr. Eugenie Schwarzwald

Als ich einmal in jungen Jahren in einem Marsroman las, auf dem Mars müßte jeder Mensch für sich allein in einem Kämmerlein seine Nahrung zu sich nehmen, taten mir die Marsbewohner leid. Gesellige Freude an den Gaben der Natur schien mir immer das Wichtigste an einer Mahlzeit.

Neuerdings neige ich immer mehr zu den Sitten der Marsbewohner. Seitdem das Essen als Krankenkost aufgemacht erscheint und Gegenstand fortwährender theoretischer Erörterungen ist, hat man das dringende Bedürfnis nach einem stillen Winkel, um da gefräßig ein paar Bissen in sich hineinzuschlingen.

Es kann nämlich das gemeinsame Essen niemand mehr recht freuen. Wenn die Dame, die neben einem sitzt, mit todesmutiger Entschlossenheit nichts als zwei Bananen und eine halbe Grapefruit zu sich nimmt, der Herr gegenüber mit schlecht gespieltem Behagen seinen ungezuckerten Kamillentee schlürft und der Tischnachbar einem die glückliche Botschaft ins Ohr flüstert, es gäbe jetzt ein Oel, welches, ohne die geringste Veränderung zu erleiden, den menschlichen Körper wieder verleiße, dann muß einem der Appetit vergehen. Wenn ich erst genau weiß, wieviel Kalorien und wieviel Vitamine eine Speise hat, dann habe ich die größte Mühe, sie zu schlucken. Ich bin ganz der Meinung meines achtjährigen Freundes Walter: «Was gesund ist, schmeckt nicht.»

Ein Kind hat es nämlich im Instinkt: «Was schmeckt, ist gesund!» Es will schwarzes Brot mit Butter essen. Es leidet nach Obst. Es reißt die gelbe Rübe aus dem Boden, wo es ihrer haftbar werden kann und verzehrt sie, wenn es sich unbemerkt weiß, mitsamt der Erde. Erbsen zu schälen, fällt keinem Kinde ein. Zur Zitrone steht es in einem geradezu zärtlichen Verhältnis; um einer Limonade willt es schon manches Kind Kopfweh simulieren.

Die Höhepunkte kindlichen Lebens in meiner Generation waren: in eine grüne Gurke, in eine rote Tomate, in eine gelbe Aprikose hineinzubeißen; dagegen verhielten wir uns durchaus ablehnend zu eingebranntem Gemüse. Aber das holt uns nichts; denn die Köchin, die aus der Tatra stammte, hatte die Gewohnheit, sogar das Kompott mit Mehl einzubrennen. Gegenstand zu häuslichen Unfrieden bildete das täglich auftretende gekochte Rindfleisch. Nicht einmal die Drogung: «Wenn du kein Rindfleisch isst, bekommst du keine Mehlspise», konnte verfangen. Bis ich endlich ein Mittel fand, mich dieser Speise zu entziehen: ich behauptete nämlich, ich bekäme von ihrem Genuss eine rote Nase. Man sieht, alle Kinder von einst standen ungefähr dort, wo heute der hygienisch informierte Mensch steht. Wenn man uns Kinder damals nach unserer Lust hätte essen lassen, so brauchten wir jetzt nicht alle sechs Monate zu einer neuen Diät überzugehen; denn wir wüßten, wie alle besseren Tiere wissen, welche Nahrung uns gut tut.

In voller Erkenntnis der bisher noch recht unerforschten ungeheuren Wichtigkeit der Ernährung, stehe ich doch mit den wechselnden Speisemethoden von früher Jugend an auf schlechtem Fuße. Natürlich nicht ohne Grund: das alles kommt von der kuhwarmen Milch.

Das war nämlich so: Am Ostermontag, als ich mit meinen Eltern behaglich beim Nachmittagskaffee saß, kam unverhohlen Tante Emmeline dazu und sagte zu meiner Mutter: «Das Kind muß kuhwarne Milch trinken. Sie ist lächerlich mager und da gibt es nichts besseres als kuhwarne Milch, ich habe es selbst in der Gartenlaube gelesen.» Mir Unlust hörten meine dreizehnjährigen Ohren dieses Diktum. Erstens begegnete ich allen Aeußerungen meiner Tante von früh an mit Mißtrauen, und zweitens ging mir das Wort «kuhwarne» irgendwann auf die Nerven.

Noch mehr aber die Sache selbst. Meine Mutter — jeder Anregung im Interesse ihrer Kinder zugänglich — hatte nämlich leider bald einen Bauernhof ausfindig gemacht, nur zwanzig Minuten von unserem Wohnhaus entfernt, wo man geneigt war, mir dieses köstliche Naschall morgendlich vor der Schule direkte von der Kuh weg zu kredenzen. Nun begannen schlimme Tage. Es hieß eine ganze Stunde früher aufstehen, bei jedem Wetter den schlechten Weg gehen, um dann am Ziele das unangenehme Getränk mit zugehaltener Nase einzuzießen. Der Stall roch abscheulich. Das Kälbchen, dem man seine angestammte Nahrung wegsoff, tat einem leid. Die unerhörte Intimität, in der man gezwungen war, mit einem anderen Lebewesen zu stehen, erweckte Abscheu. Das ganze war eine Zutat.

Aber nicht lange. Ein lebensfähiges Kind weiß jede Sache zu drehen, daß zuletzt ein Rosenshimmer von ihr ausgeht. Ich konnte schon ein wenig Latein und wußte, daß es heißt: solamen miseris, socius habuisse malorum. Solche Genossen begann ich anzuwerben. Mit dem

Fanatismus aller Neubekehrten pries ich meinen Schulkameradinnen das Glück des Genusses kuhwarmer Milch an. In kurzem war es in meiner Klasse die große Mode, kuhwarne Milch zu trinken. Bald schritt ich fröhlich an der Spitze einer kleinen, aber tapferen Schar von Kolleginnen zu der heilbringenden kuhwarmen Quelle. Was allein eine Pein und beinahe eine Schande gewesen war, mit Gleichgesinnten zusammen war es eine Ehre, jedenfalls ein Vergnügen. Ein slavischen Sprichwort sagt: guter Gesellschaft zuliebe läßt sich der Zigeuner sogar aufhängen. Genau so sind Kinder. Gemeinsamer Lebertran ist ihnen lieber als einsamer Nektar. Bald bildeten «die Kuhwarmen», so nannten wir uns, eine eigene Gruppe mit feststehenden Riten, einer Geheimsprache und kleinen Überheblichkeiten gegen die Umwelt, von der wir uns durch ein Kleide angestektes grünes Blatt unterschieden.

Den Höhepunkt aber erreichte unsere Unternehmung im Mai, als meine Freundin Hermine ihren Bruder Rudolf mitbrachte. Er war schon sieben Jahre alt, und, sah darauf schwöre ich noch heute, sehr gut aus. Er nannte uns alle «Fräulein» und übte an uns alle Artigkeiten ein, die er in der Tanzstunde mit großen Mädchen gelernt hatte. Ich aber war ihm mehr. Mir brachte er an einem Tage einen Maiglockenstrauß, an einem anderen ein Büschel Walderdbeeren und eines Tages sogar — wie war das atemberaubend schön — ein Gedicht. Er sagte es nicht, aber es war ganz deutlich, ich war seine Muse. Denn wenn er durch seine Dichtung ein Mädchen wandeln ließ, welches permanent «die rote Flamme» genannt wurde, so konnte das nur ich sein. Kannte doch die ganze Stadt das hochrote Kleid, das ich anhatte seit drei Jahren. Früher hatte ich es verwaschen und ausgewaschen gefunden. Jetzt war ich damit auch des Sonntags festlich angetan.

Jede Woche bekam ich ein Gedicht. Nie zuvor hatte ich geahnt, daß die Natur, unsere kleine Stadt und meine Person so viel Stoff bieten könnten. Leider zog ich mir auf einmal den Zorn des Dichters zu. Ich war nämlich ohne besondere Anlaß dem Milchtrinken ferngeblieben. Da überreichte er mir, nicht wie sonst, mit einem vielsagenden Blick, sondern traurig und abgewandt ein Gedicht. Es stak ausnahmsweise feierlich in einer Envelope. Sechs Strophen waren es, in denen Sehnsucht nach der Ungetreuen abgewandelt wurde, bei dem Refrain: «O liebliche Schlange, mir ist so bange» schauerte ich jedesmal zusammen. Aber auch das war Glück. Alle meine Tage waren durchsüßt und durchsonnt. Mein Ansehen in der Klasse aber stieg von Stunde zu Stunde.

Am 29. September, am Michaelitag, ich weiß das Datum deshalb, weil wir «Kuhwarmen» vorhatten, zur Feier des

Tages im Freien Kartoffeln zu braten, stürzte Tante Emmeline in unser Speisezimmer. In der Hand schwang sie ein Heft von «Ueber Land und Meer». «Denkt euch», rief sie aufgeregt, «da drin steht, daß kuhwarne Milch Tuberkelbazillen enthält und für zarte Kinder Gift ist. Sag mal», fragte sie mich mit jenem Vorwurf, der ihrer Stimme angeboren war, «du trinkst doch nicht etwa kuhwarne Milch?» «Doch», antwortete ich ruhig, «Um Himmels willen, dann mußt du sofort damit aufhören», sagte sie in jenem Ton, der in unserer Familie als inappellabel galt.

Der nächste Tag war schwarz verhangen für mich. Ich mußte in der Klasse bekennen, daß das mit der kuhwarmen Milch ein Irrtum der Gartenlaube gewesen sei. An diesem Tage sanken meine Aktien ins Bodenlose und erholten sich erst nach vierzehn Tagen, als ich Ibsens «Volksfeind», den uns verboten war, in die Schule einschmugelte. Ein anderes Unglück aber, das mich aus diesem Anlaß traf, war nicht wieder gutzumachen: ich habe meinen Dichter niemals wiedergesehen!

Wer kann mir da übelnehmen, wenn ich nichts von Eß- und Trinkmoden hören will? Ich werde kribbig, so oft mich eine fragt: «Essen Sie schon Röhkost?» Oder mir rät: «Sie sollten morgens nur Kefir und Orangensaft zu sich nehmen.» Oder behauptet: «Ein Liter heißes Wasser gleich nach dem Aufstehen ist ein Zaubertrank.» Die Warnung, der Gemüsenahrung nicht den Vorzug zu geben, da sich die Landwirtschaft neuerdings des Kunstdungers bediene, findet bei mir taube Ohren. Die Empfehlung: «Essen Sie Luftbrot, es riecht nach nichts, es schmeckt nach nichts, es ist ganz neutral», werde ich nächstens mit einem tödlichen Angriff beantworten.

Wir haben gelernt: man lebt nicht, um zu essen, sondern man ist, um zu leben. Beides ist falsch. Wahr ist vielmehr, daß man lebt und daß es, da man zu diesem Zweck essen muß, bitter not tut, aus dieser Notwendigkeit ein bisschen Lust herauszuholen. Alle unsere Sinne wünschen sich an der Mahlzeit zu beteiligen, nur unser Verstand möchte dabei nichts zu tun haben. Er verlangt, daß der Mensch instinktiv alles ihm Schädliche ablehne und nur das verzehre, wobei ihm das Wasser im Munde zusammenläuft. Jedenfalls will er nicht bei jedem Bissen interviert werden.

Aber bis es einmal so weit kommt, daß man einen Menschen, der unrichtige Dinge isst, der sich überißt, der sich durch Fasten ruiniert, der sich in der Ernährung aus einem Extrem ins andere stürzt, einen Narren nennt, wird es noch lange dauern. Denn die Menschheit kommt in der Frage der Ernährung (wie in allen anderen Dingen) nur in der Art vorwärts, wie die Echternacher Springprozession: drei Schritte vor und zwei zurück.

Kriminalistische Rundschau

Von Dr. H. Magnus

Die Erfolge von Scotland Yard.

Die vorbildliche Organisation der Londoner Polizei in Scotland Yard ist weltberühmt. 20200 Menschen gehören dieser straff geführten Organisation an. Ungefähr 1000 Beamte sind im Kriminaldienst beschäftigt, und zwar die intelligentesten und tüchtigsten, die nach einem strengen Ausleseverfahren jeweils aus der Zahl der 17000 uniformierten police-constables und den übrigen im inneren Verwaltungsdienst beschäftigten Beamten herausgesucht werden.

An der Spitze dieser großen Polizei-Armee steht der Commissioner, dessen Stab sich aus 4 assistant commissioners zusammensetzt. Diese 5 Großen von Scotland Yard treffen sich jeden Vormittag zu einer bestimmten Stunde im sog. Kartensaal. Hier werden alle während der letzten 24 Stunden in der Weltstadt begangenen Verbrechen auf großen, an den Wänden hängenden Karten dargestellt. Ein Beamter ist ständig damit beschäftigt, auf den weißen Karten Kurven, Linien, Zahlen und Buchstaben in verschiedenen Farben einzutragen. Mit einem Blick können hier die «Big Five» ablesen, wieviele Autos in der vergangenen Nacht gestohlen wurden und in welchen Gegenden dies geschah. Eine Karte zeigt, wie viele

Autounfälle sich ereignet haben und an welchen Orten. Die Zahl der Diebstähle, der Morde, der Verhaftungen sind derart aufgezeichnet, daß man ständig den Vergleich mit den vorhergehenden Tagen und Wochen ziehen kann.

Der Commissioner und sein Stab können täglich erkennen, in welchen Stadtvierteln sich die Verbrecher an zahlreichsten hervorwagen, welche Verbrechensarten in der Zunahme, welche in der Abnahme begriffen sind, auf welchen Gebieten die Polizeibeamten in der Hauptsache einzusetzen sind.

Die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der Scotland Yard auf diese Weise verwaltet wird, führt zu einer in ihren Erfolgen einzigartigen Verbrechensbekämpfung. So blieben z. B. in den letzten vier Jahren nur 5 Prozent aller Morde im Bezirk von Scotland Yard unaufgeklärt. Es handelte sich um insgesamt 390 Morde. In 288 Fällen wurden die Täter verhaftet, in 83 Fällen begingen die Täter Selbstmord und nur 19 Täter blieben unermittelt. Zum Vergleich sei angeführt, daß gleichfalls innerhalb von vier Jahren im Bezirk Chikagos 36 Prozent aller Morde unaufgeklärt blieben, während in New York sogar nur 53,8 Prozent aller Morde zur gerichtlichen Verhandlung kamen.

(Fortsetzung Seite 383)

Die gestohlene Erfindung.

Ein Chemiker der Krupp-Werke erfand vor einiger Zeit nach mühsamen und jahrelangen Forschungen ein kompliziertes Verfahren zum Schmelzen schwerer Panzerplatten. Bei der Anwendung dieses neuen Verfahrens wird eine Hitze von 3000 Grad entwickelt.

Zum größten Erstaunen aller Fachleute wendete vor kurzem eine Einbrecherbande dieses Verfahren bei einem Bankeinbruch in Berlin mit großem Erfolg an. Es wurde einwandfrei festgestellt, daß die Bande im Besitz der Einzelheiten dieses neuen komplizierten und absolut gehaltenen Verfahrens war. Man hatte es mit einer Bande zu tun, die mit gründlichen und wissenschaftlichen Methoden ihrem Gewerbe nachging. Dies war auch daran zu erkennen, daß trotz des Einsatzes der besten Kriminallisten, keine Spur der Täter entdeckt werden konnte. Dagegen hat der Erfinder bereits ein Verfahren entdeckt, um die Panzerplatten der Kassaschranke vor einem «Missbrauch» seiner Erfindung zu schützen.

Richter Lynch in USA.

Immer noch kommen in den Vereinigten Staaten von Amerika, besonders in den Südstaaten, Lynch-Morde vor. Die Statistik zeigt aber, daß diese Morde ständig im Abnehmen begriffen sind. Es wurden in den Jahren 1890 bis 1900 pro Jahr durchschnittlich 180 Neger gelyncht, im Jahre 1892 z. B. 155 Neger.

In den Jahren 1900—1914 wurden pro Jahr durchschnittlich 90 Neger gelyncht.

Im Jahr 1930 wurden 20 Neger
« « 1931 « 12 «
« « 1932 « 6 «
« « 1933 « 4 «
« « 1934 « 4 «
« « 1935 « 4 « gelyncht.

Das Logbuch des Columbus.

Als einer der interessantesten und auch grandiosesten Fälschungen galt bisher die von dem Tschechen Wenzel Hanka am Anfang des vorigen Jahrhunderts angefertigte berühmte «Königinhofer Handschrift». Der Fälscher hatte in jahrelanger, mühsamer Arbeit eine «Originalhandschrift» von Gedichten in altschlesischer Sprache abgefertigt, die Jahrzehnte hindurch für echt gehalten wurde und die nach der Entdeckung der Fälschung das Staunen und die Bewunderung der wissenschaftlichen Welt hervorrief.

Vor einiger Zeit hat ein Sachverständiger in New York eine Fälschung entdeckt, die wohl die Königinhofer Handschrift in den Schatten stellt und eine Spitzenleistung auf diesem Gebiet darstellt. Es handelt sich um das angebliche Logbuch von Columbus auf seiner Entdeckungsreise nach Amerika, das bisher nicht vorhanden war.

In London tauchte das Buch zuerst auf. Von dort wurde es um eine große Summe nach New York verkauft. Einwandfreie wissenschaftliche Untersuchungen ergaben nun, daß das Buch gefälscht ist. Der Täter ist bisher nicht bekannt. Er hatte nicht nur das Papier und den Einband des Buchs in vollendeteter Weise «antiquiert», sondern hatte auch den Inhalt des Logbuchs mit einer erstaunlichen Sachkenntnis zusammengestellt und niedergeschrieben. Er hatte sich in die Methoden der Standortbestimmung der damaligen Zeit eingearbeitet, hatte die Mathematik und die Ausdrucksweise jener Periode studiert und verarbeitet. Auch die Fehler, die der Schiffsliefting damals tatsächlich unterlaufen sind, wurden von dem genialen Fälscher «einkalkuliert». Die Schriftzeichen, die Redewendungen und die sprachlichen Formen der damaligen Zeit beherrschte der Fälscher in vollendetem Weise. Um dieses Buch herzustellen, war eine ungeheure wissenschaftliche Voraarbeit erforderlich.

Die Feststellung der Fälschung geschah in der Hauptsache durch die gründliche Untersuchung der in dem Buch und in der Schrift verwendeten Farben, deren Herkunft einwandfrei neueren Datums war.

Die Sachverständigen standen nicht ab, zu erklären, daß dem Fälscher eine Professur gebühre.

Der Spitzel des Kriminalkommissars.

Die Frage, ob es den mit der Aufklärung eines Verbrechens beauftragten Kriminalkommissaren gestattet ist, sog. Spitzel oder Vertrauensleute zuzuziehen, war bisher nicht unbestritten. Das Reichsgericht in Leipzig hatte nunmehr Gelegenheit, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Es hatte folgenden Fall zu entscheiden:

Ein Kriminalkommissar hatte den Auftrag, den Diebstahl eines Motorrades aufzuklären. Er kam bei seinen Nachforschungen einer Bande auf die Spur, die vermutlich neben mehreren Einbrüchen auch den Diebstahl dieses Motorrades auf dem Kerbholz hatte. Es gelang dem Kommissar, sich mit einem Mitglied dieser Bande anzufreunden. Er ging mit ihm in eine Wirtschaft und spendierte ihm dort einige Glas Bier und verschiedene Schnäpse. Er versprach ihm einen Geldbetrag, wenn er ihm verraten würde, wo sich das gestohlene Motorrad befindet. Der Komplize ging auf diesen Vorschlag ein und erklärte sich bereit, mit dem Kommissar sofort in die Garage zu gehen,



DÉFENSE NATIONALE
MILITAIRE • ÉCONOMIQUE • INTELLECTUELLE

Militärische Wirtschaftliche Geistige

Landes- Verteidigung



Sammelheft der 3 Sondernummern Fr. 1.20

Unsere drei erfolgreichen Sondernummern wurden, der starken Nachfrage wegen, zu einem schönen Heft mit farbigem Umschlag vereint. Preis Fr. 1.20. Zu beziehen durch alle Kioske und Buchhandlungen oder direkt vom Verlag der ZI, Conzett & Huber, Zürich.

Nos trois numéros spéciaux, consacrés à la défense nationale militaire, économique et intellectuelle, ont été, vu leur grand succès, réunis sous une couverture aux couleurs fédérales, et peuvent être obtenus à tous les librairies ou kiosques ou commandés directement à l'administration de ZI, Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zurich.

in der das Rad stehe. Die beiden gingen zusammen in die fragliche Garage. Dort kam es zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen dem Garagenbesitzer und dem Spitzel. Der stark unter dem Einfluß des Alkohols stehende Spitzel verletzte im Verlauf des Streites den Garagenbesitzer nicht unerheblich, ohne daß der Kommissar dies verhindern konnte.

Nun klagt der Garagenbesitzer gegen den Fiskus auf Ersatz seines durch die Verletzung entstandenen Schadens mit der Begründung, der Kommissar habe zu Unrecht den betrunkenen Vertrauensmann zugezogen. Der Staat haftet daher für diese Amtspflichtverletzung seines Kriminalkommissars.

Die beiden ersten Instanzen wiesen die Klage ab. Das Reichsgericht prüfte nun überaus sorgfältig die Frage, ob es einem Kriminalbeamten gestattet ist, einen betrunkenen Vertrauensmann zu Diensthandlungen mitzunehmen.

Es kam zu folgendem Ergebnis: «Die Zuziehung eines Vertrauensmannes zu dienstlichen Handlungen der Polizei ist üblich und nicht rechtswidrig.

Voraussetzung einer gedeihlichen Verwendung der Vertrauensleute ist, sie gesprächig zu machen. Ein allgemein gebräuchtes Mittel ist, mit dem Vertrauensmann in einer Wirtschaft ein paar Glas Bier zu trinken. Der Polizeibeamte muß und will den Vertrauensmann in eine mittelsame und entgegenkommende Stimmung versetzen.»

Mit dieser Begründung hat auch das Reichsgericht die Klage abgewiesen.

Statistisches über das Fingerabdruckverfahren.

In dem Zentralpolizeibüro der Vereinigten Staaten von Nordamerika (United States Bureau of Investigation) sind nunmehr über 4 Millionen Menschen dactyloskopisch registriert. — Im Schweizer Zentralpolizeibüro in Bern umfaßt die dactyloskopische Sammlung zur Zeit über 200000 Fingerabdrücke. Im Jahre 1934 konnten von diesem Büro 917 Personen identifiziert werden, die bei ihrer Verhaftung falsche Namen angegeben hatten oder deren Angaben zweifelhaft waren.